



Telemachos

Fachbrief über Patenschaften und Mentoring

- Ausgabe Nr. 26/ August 2021 -

[Diese Email im Browser anschauen](#)

In dieser Ausgabe

Editorial

1. Fünf Fragen an Margherita Zander: „Viele Kinder in Armutslagen haben Bezugspersonen außerhalb der Familie besonders nötig“

Was macht Armut mit Kindern? Was sollten Patinnen und Mentoren darüber wissen und wie können sie Betroffene unterstützen? Antworten zu dieser Lebenslage, in der viele Mentees stecken, kommen von einer Politikwissenschaftlerin, der es eine Lebensaufgabe war, Kinderarmut zu erforschen.

2. So wirkt's: Eine halbe Million mehr!? Langzeitstudie mit Einsichten über der Veränderung der ökonomischen Lage von Mentees

Zahlt sich Mentoring für die Mentees aus, also so richtig, in späterem Einkommen gerechnet? Tatsächlich gibt es dafür Hinweise.

3. So geht's: Selbst schuld? Einstellungen zu und Deutungen von Armut reflektieren – noch eine zentrale Aufgabe für Mentoring und Patenschaften

Klassismus wird gerade viel diskutiert - als Einstellung, die Menschen in Armutslagen abwertet und zum Beispiel Betroffene für selbst schuld erklärt. In

Patenschaften eine sehr ungünstige Haltung, eine Forscherin hält daher Vorbereitung von Freiwilligen für notwendig.

4. Was kommt: Mentoring, auf eigene Faust gemacht!? Wenn Eltern für ihre Kinder selbst Mentor/innen suchen sollen

Die Hände in den Schoß legen, wenn die Warteliste so lang ist und sich kein/e Mentor/in findet - für US-Mentoringforscherinnen keine gute Idee. Denn wie sie ausgekundschaftet haben, könnte man die Eltern doch anleiten, selbst auf die Suche nach Begleitung für das eigene Kind zu gehen. Ein neues Modell?

5. Aufgelesen: Leopoldina-Wissenschaftler/innen: „Mentoring-Programme ausbauen“

Dass viele junge Menschen unter Corona-Maßnahmen gelitten haben, ist klar. Wie sehr und in welchen Formen, ist mittlerweile auch erforscht. Deutsche Wissenschaftler/innen geben einen Überblick über die Pandemiefolgen bei dieser Gruppe - und bringen als Gegenmaßnahme auch Mentoring ins Spiel.

Vorschau

Impressum

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

keine Ahnung, wie es Ihnen ging, aber seit die Corona-Einschränkungen weniger und die öffentliche Aufmerksamkeit für die Folgen von Homeschooling etc. mehr wurden, konnte man den Eindruck haben, es gäbe einen neuen Unterschied zwischen den Generationen:

Erwachsene dürfen etwas nachholen, Kinder und Jugendliche haben aufzuholen.

Zumindest hatte die Bundesbildungsministerin angekündigt, dieses und nächstes Jahr seien „Aufholjahre“. Zumindest heißt das Aktionsprogramm, das das Bundesfamilienministerium auflegte: „Aufholen nach Corona“.

Als hätten Kinder und Jugendliche etwas falsch gemacht. Als wäre es das Wichtigste, Lernrückständen hinterherzulaufen.

Immerhin, diese Botschaft ist relativiert, schnell machte man in einer Pressemitteilung klar: Es gehe doch „um Freunde, Freude und Förderung“. „Kinder und Jugendliche dürfen nicht das Gefühl bekommen, nun so schnell wie möglich versäumten Lernstoff nachholen zu müssen. Sie sollen erstmal wieder so leben, wie es auch richtig und wichtig ist für die eigene kindgerechte Entwicklung.“ Mögen das alle beherzigen, am besten auch über den Finanzierungshorizont des besagten Programms von Herbst 2022 hinaus.

Dass die Corona-Folgen die ohnehin benachteiligten Kinder und Jugendliche besonders treffen, ist für die Interviewpartnerin in unserer heutigen Ausgabe keine Überraschung. Intensiv hat sie Kinderarmut erforscht und wird darstellen, was Armutslagen verursachen können – und wie Patinnen und Mentoren die Folgen mildern können.

Gut, wenn auch Freiwillige viele der Einsichten kennen. So sinkt die Gefahr, dass sie mit Vorurteilen auf 'arme' Mentees und ihre Eltern zugehen und womöglich Tandems deshalb scheitern. Das behaupten zumindest US-Forscherinnen, wie wir in einem weiteren Text darlegen.

Armut ist ein komplexes Phänomen, ihre Bekämpfung ebenso. Deshalb sind von Mentoring keine Wunder zu erwarten. Aber dass bestimmte junge Menschen dadurch eine bessere finanzielle Zukunft erlangen, dafür gibt es Hinweise.

Wenn aber nicht genügend Mentor/innen da sind, was können Eltern dann tun? Selbst eine/n suchen, lautet die Antwort einer explorativen Studie, ebenfalls aus den USA. Wie sie dazu kommen? Wir erläutern es.

Und etwas in eigener Sache ganz am Schluss: Der Fachbrief wird überarbeitet, noch in diesem Jahr, auch nach Ihren Wünschen und Vorschlägen, die Sie uns gerne mitteilen können.

Mit besten Wünschen für Spätsommer und Frühherbst

Ihr Telemachos



1. Fünf Fragen an Margherita Zander: „Viele Kinder in Armutslagen haben Bezugspersonen außerhalb der Familie besonders nötig“

Dass sie Kinderarmut mit viel Leidenschaft erforscht, hat biographische Hintergründe. Aufgewachsen „unter bescheidenen Verhältnissen“ bei einer Pflegemutter in einem Südtiroler Bergdorf und entscheidend gefördert unter anderem von Lehrkräften, arbeitete Margherita Zander später zunächst in einem Landesministerium und im Bundestag, bevor die Politikwissenschaftlerin Professuren an Fachhochschulen annahm, erst in Jena, dann in Münster, alles im Bereich Sozialpolitik. In diversen Forschungsprojekten hat sie Armutslagen von Kindern untersucht und ausgelotet, wie sich Folgen von Unterversorgung verringern lassen. Einer ihrer letzten Evaluationsberichte trägt den Titel „Resilienzförderung – viele Wege führen zum Ziel“. Seit der Emeritierung 2012 weiter publizistisch aktiv, hat Prof. Dr. Margherita Zander unsere Fragen schriftlich beantwortet.

Telemachos: Kinderarmut ist ein komplexes Phänomen mit vielen Facetten, aber einmal knapp zusammengefasst: Was sollten ehrenamtliche Patinnen und Mentoren unbedingt über Kinderarmut wissen?

Margherita Zander: „Grundsätzlich sollten Patinnen und Mentoren wissen, dass sich die Armutslage der Familie vor allem in folgenden Bereichen auswirken kann:

- Kinder können bei der materiellen Grundausstattung unterversorgt sein, z.B. bei der Ernährung zu Hause und bei der Kleidung, wenn beispielsweise witterungsgemäße Kleidung fehlt.
- Das Wohnen ist durch zu enge Wohnverhältnisse und Substandards in der baulichen Substanz gekennzeichnet, es fehlt ein kindergerechtes Wohnumfeld.
- Was die schulische Ausstattung anbelangt, können sich arme Kinder oft für die Schule nötige Gegenstände nicht leisten.
- Ihre Gesundheit ist beeinträchtigt: Sie sind häufiger krank, haben häufiger Bauch- und Kopfschmerzen, leiden häufiger unter asthmatischen und allergischen Erkrankungen, an falscher Ernährung (z.B. Übergewichtigkeit); sie werden seltener zu Vorsorgeuntersuchungen gebracht, haben schlechtere Zähne usw.
- Ihre sozialen Kontakte und Gleichaltrigen-Beziehungen sind beeinträchtigt: Sie haben weniger Freunde, weniger Gelegenheiten, Freundschaften zu schließen, weil sie an außerschulischen Freizeitangeboten seltener teilnehmen, besonders wenn diese kostenpflichtig sind; sie können wegen der beengten Wohnverhältnisse andere Kinder nicht zu sich nach Hause einladen, den Geburtstag nicht mit Freunden feiern usw.
- Auch ihre kindlichen Bildungs- und Erfahrungsmöglichkeiten sind eingeschränkt: Sie kommen häufig über ihren Stadtteil nicht hinaus; in vielen Fällen können die Eltern sie nicht bei den Hausaufgaben unterstützen, Nachhilfe ist nicht drin; sie nehmen außerschulische Bildungsangebote weniger bis gar nicht wahr; sie kommen weniger in der Welt herum, da familiäre Urlaube entfallen; Kino-, Museums- und Theaterbesuche fallen flach.
- Bei der Entwicklung von individuellen Fähigkeiten und Neigungen findet man ebenfalls Einschränkungen. So lernen sie beispielsweise seltener ein Musikinstrument zu spielen, oder es fehlt das Geld für die Mitgliedschaft in einem Sportverein; auch für andere Hobbies mangelt es zumeist am Geld.
- Insgesamt sind ihre Teilhabemöglichkeiten eingeschränkt: Sie fühlen sich oft ausgeschlossen, weil sie mit Gleichaltrigen nicht mithalten

können. Eine Folge davon ist: Sie ziehen sich zurück und trauen sich weniger zu; sie verfügen über ein geringeres Selbstbewusstsein.

Studien zu Kinderarmut kommen übereinstimmend zu der Erkenntnis, dass arme Kinder materielle und immaterielle Benachteiligungen in allen diesen Lebensbereichen erfahren. Dabei wirken sich die Einschränkungen – von Fall zu Fall – in den verschiedenen Bereichen unterschiedlich stark aus. Außerdem hängt die Schwere der Folgen auch vom Grad der familiären Armut und von der Dauer der Armutssituation ab.

Aber auch die Haushaltsführung der Eltern kann erhebliche Auswirkungen auf die Lage des Kindes haben. Woran wird beispielsweise gespart: beim Essen, bei der Kleidung, bei den Bedürfnissen der Kinder oder bei denen der Eltern? Werden alternative Konsummöglichkeiten genutzt, wie etwa Kleiderkammern, Flohmärkte oder Second Hand-Läden? Sind Eltern und Kinder erfinderisch, unterstützen die Eltern die Kinder bei der Suche nach Kompensationsmöglichkeiten? Wie erleben die Eltern die familiäre Notsituation: als vorübergehenden Engpass, als Dauerstress oder gar als Perspektivlosigkeit ohne Chance auf einen Ausstieg? Und was geben sie – gewollt oder ungewollt – an ihre Kinder weiter?

Besonders benachteiligend wirken sich Formen sogenannter 'chronischer Armut' auf die Entwicklungschancen von Kindern aus, also Fälle, in denen Armut von einer Generation auf die nächste gewissermaßen 'sozial vererbt' wird und wo es darum geht, den sogenannten 'Teufelskreis der Armut' zu durchbrechen.

Zu berücksichtigen wäre auch das Alter der Kinder: Ein Baby wird durch familiäre Armut anders betroffen sein als etwa ein Vorschul- oder Grundschulkind, Jugendliche erfahren Armut anders als jüngere Kinder. Jugendliche leiden besonders darunter, wenn sie von sozialer und kultureller Teilhabe (Jugendkultur!) abgeschnitten sind, weil sie nicht mit Gleichaltrigen mithalten können. Auch bildungsmäßig sind sie stärker von der sozialen Benachteiligung betroffen, weil die Folgen unmittelbare Auswirkungen auf ihre berufliche Zukunft haben können. So erweisen sich gerade auch Mentoring-Programme als besonders wirkungsvoll, die Jugendliche aus Hauptschulen (Anm. der Red.: bzw. je nach Bundesland die Mittel-, Stadtteil-, Regional-,

Gemeinschafts- und anders titulierte Sekundarschulen, wo mit der 10. Klasse ein Schulabschluss erworben wird) betreuen und sie dabei unterstützen, den Übergang von der Schule in die berufliche Ausbildung zu schaffen.

Aktuell wird in der Armutsdiskussion auch häufiger auf das 'Konzept des kindlichen Wohlbefindens' (Well-Being-Konzept) zurückgegriffen, wie es von UNICEF in seiner Berichterstattung über Kinderarmut in entwickelten Wohlfahrtsstaaten (OECD-Staaten) eingeführt wurde. Bei diesem Konzept wird Kinderarmut als beeinträchtigtes kindliches Wohlbefinden definiert. Neben den objektiv erfassbaren Daten zur Armutslage wird also auch die Gefühlslage der Betroffenen berücksichtigt, so etwa Scham, Verzicht, Zurücksetzung und Ausschluss oder gar Ausweglosigkeit.

Dieses Konzept hat also explizit auch das subjektive Wohlbefinden des Kindes im Blick und damit die Frage, wie sich die armutsbedingten Beeinträchtigungen auf die psychische Befindlichkeit des Kindes, auf sein 'Lebensgefühl' auswirken.

Hinzu kommt, dass Kinder mit der Armutslage der Familie unterschiedlich umgehen und die Situation unterschiedlich bewältigen: Es gibt Kinder, die dadurch extrem belastet sind, und wiederum andere, die durch die materielle Lage kaum beeinträchtigt sind. Manchen Kindern gelingt es, sich der Situation offen und beherzt zu stellen, Lösungen für die Schwierigkeiten zu finden, und wiederum andere versuchen die Not nach außen zu verbergen und legen sogenannte Vermeidungsstrategien an den Tag. Letztere Kinder leiden besonders unter den familiären Verhältnissen. Sie haben Bezugspersonen außerhalb der Familie besonders nötig. Patinnen und Mentoren könnten vor allem das Selbstbewusstsein der Kinder stärken, indem sie ihnen erklären, dass es keine Schande ist, wenn die Eltern nicht über genügend Geld verfügen.

Dass Armut ein zentrales Entwicklungsrisiko für Kinder darstellt, liegt auch daran, dass es oft genug nicht bei der Armut bleibt. Armut geht nämlich, wie empirisch vielfach belegt, häufig mit zusätzlichen familiären Problematiken einher; manchmal wird sie umgekehrt durch derartige Problemlagen sogar erst ausgelöst, so z.B. Arbeitslosigkeit, chronische Erkrankung, Sucht und psychische Leiden der Eltern oder eines Elternteils, Trennung und Scheidung,

Gewalt in der Familie, Flucht und Fremdheit usw. Die mittelbaren Folgen von Armut sind oft schlimmer als die Armut selbst. Armut belastet, und das zeitigt auch Folgen, die in psychischer Überlastung – der Eltern wie der Kinder – zum Ausdruck kommen können.

Dass all diese Belastungen und Einschränkungen in Corona-Zeiten besonders stark ins Gewicht fallen, liegt auf der Hand: Es macht einen großen Unterschied, ob man in einem Einfamilienhaus mit Garten lebt oder in einer beengten Wohnung ohne Balkon; ob man das Geld für die Masken vom knappen Haushaltsgeld absparen muss oder ob man nicht mit jedem Groschen zu rechnen braucht; ob man sich für jedes Kind einen PC leisten vermag, damit dieses am Homeschooling teilnehmen kann, und man als Eltern genügend Erfahrung im Umgang damit hat oder ob dies gänzlich Neuland ist... Und nicht zu vergessen, auch Corona macht einen Unterschied: Es ist mittlerweile ein offenes Geheimnis, dass Corona in Stadtgebieten mit sozioökonomisch schwacher und migrantischer Bevölkerung besonders häufig und hart zuschlägt.“



Telemachos: Was lässt sich allgemein sagen: Wie sollten Patinnen und Mentorinnen mit der Armutslage ihres Mentees umgehen? Was können sie tun, um ihr Gegenüber zu unterstützen, die Armutserfahrung zu bewältigen?

Margherita Zander: „Hier würde ich für einen Ansatz plädieren, der schon in anderen Telemachos-Fachbriefen etwa von Herrn Fröhlich-Gildhoff (siehe Ausgabe [Nr. 14](#)) vorgestellt wurde. Ich halte Resilienzförderung für besonders geeignet. Dieses Konzept ist geradezu auf die Tätigkeit von Patinnen und Mentoren zugeschnitten, und zwar sowohl, was die Eins-zu-Eins-Betreuung angeht, als auch die Fördermöglichkeiten, die sich im Rahmen des Mentoring ergeben.

Wenn wir einen Bezug zwischen den Defiziten in den Spielräumen armer Kinder und den Resilienzförderbereichen herstellen – ich beziehe mich hier auf das Konzept von [Daniel und Wassell](#) –, fällt eine ebenso logische wie verblüffende Entsprechung auf. Resilienzförderung würde genau dort Lücken schließen, wo arme Kinder deutlichen Mangel zu kompensieren haben. Dieser Ansatz würde passgenau dort ansetzen und gezielt jene Potenziale und Fähigkeiten fördern, die bei diesen Kindern besonders beschnitten sind und oft unbeachtet bleiben.

Um dies exemplarisch zu illustrieren, möchte ich jene Bereiche von Resilienzförderung herausgreifen, an Hand derer dies besonders ins Auge springt:

- *Förderung von positiven Werten und Selbstwertgefühl:* Fast alle Studien zu Kinderarmut kommen zu dem Ergebnis, dass das Selbstwertgefühl der Kinder erkennbar unter der eigenen Lebenssituation leidet. Vor allem auch dann, wenn sie in der Schule – häufiger als andere Kinder – mit negativen Rückmeldungen konfrontiert werden. Nicht selten kann dies eine Quelle für Schulangst bis hin zu depressiven Stimmungen sein. Wir haben es dann mit ängstlichen, stressbehafteten Kindern zu tun, die Zuspruch brauchen, die in ihrem Selbstwertgefühl und ihrer Lebensfreude gestärkt werden müssen.
- *Förderung von sozialen Kompetenzen und Konfliktlösefähigkeiten:* Grundschul Kinder durchlaufen eine Entwicklungsphase, in der Kooperation mit anderen – im Spiel, aber auch in Lernsituationen usw. – zunehmend wichtiger wird. Dabei geht es um die Fähigkeit, sowohl Hilfestellung geben als auch sich Hilfe suchen und diese annehmen zu können. Letzteres fällt Kindern, die sich am Rande des

Klassenverbandes fühlen, die nicht genügend Anerkennung bekommen, schwer. Kooperationsfähige Kinder verfügen über ein breiteres Spektrum von Konfliktlösemöglichkeiten und erhalten dadurch einen festen Platz in der Gruppe. Ausgewiesene soziale Kompetenzen könnten für benachteiligte Kinder somit ebenfalls eine Quelle der Kompensation und somit Hilfe bei der Bewältigung ihrer risikobehafteten Lebenssituation sein.

- *Förderung von sozialen Kontakten zu Gleichaltrigen und Freundschaften:* Arme Kinder haben es schwerer, Kontakte zu Gleichaltrigen herzustellen und zu pflegen; sie haben dazu auch weniger Gelegenheiten. Nicht selten ziehen sie sich selbst zurück oder zeigen auffällig aggressives Verhalten, weil sie sich ausgeschlossen fühlen. Dabei könnten gerade positive soziale Kontakte zu Gleichaltrigen und daraus resultierende soziale Anerkennung und emotionale Zuwendung diesen Kindern helfen, ihre schwierige Lage zu bewältigen. Vielleicht könnten Mentorinnen und Mentoren ihre Mentees auch hierzu ermutigen.
- *Förderung von Fähigkeiten und Neigungen:* Dieser Bereich kommt bei unserer Zielgruppe häufig zu kurz, jedenfalls sofern die entsprechende Förderung nicht im schulischen Kontext oder in Angebotsformen erfolgt, die kostenfrei und für diese Kinder niedrigschwellig zugänglich sind. Dabei könnten gerade solche Aktivitäten eine Kompensation für sonst erfahrene Herabsetzungen sein und gleichzeitig eine Quelle für ein gestärktes Selbstbewusstsein.
- *Förderung der schulischen Leistungsfähigkeit:* Gerade für Grundschul Kinder ist es eine herausragende Entwicklungsaufgabe, mit dem System Schule und seinen Anforderungen zurecht zu kommen. Positiv gesehen, ist Schule eine wichtige Vermittlerin bei der 'Aneignung von Welt' und könnte durch die Möglichkeiten, die sie bestenfalls zur Verfügung stellt, auch eine Quelle der Resilienzförderung sein. Leider ist dies – für unsere Zielgruppe – häufiger eher nicht der Fall. Gerade armen Kindern fällt es teilweise besonders schwer, die schulischen Anforderungen zu bewältigen. So kann Schule zu einer zusätzlichen Belastung und einem Risiko für ihre Entwicklung werden. Alles, was sie

in der Bewältigung dieser Aufgabe unterstützt, stärkt die Resilienzfähigkeit dieser Kinder.

- *Und das Wichtigste: Herstellung einer sicheren Bindung: Eine 'sichere Bindung' zu einer verlässlichen Bezugsperson wird im Resilienzdiskurs als hochrangiger Schutzfaktor 'gehandelt'. Gemeint ist damit das Vorhandensein einer vertrauten Bezugsperson mit positiver Vorbildfunktion, an die sich das Kind mit seinen Ängsten und Problemen wenden kann. Eine solche Beziehung könnte gerade im Rahmen des Mentorings wegen seiner vorteilhaften Eins-zu-Eins-Betreuung aufgebaut werden. Wenn Mädchen und Jungen eine solche 'sichere Bindung' nicht in ihrem engsten Familienkreis (Mutter, Vater, Großmutter usw.) finden, muss außerhalb ein 'Ersatz' gefunden werden, sei dies in der Schule (Lehrer/innen), in der Kindertageseinrichtung (Erzieher/innen), im sonstigen Lebensumfeld der Kinder oder eben, indem man ihnen eine Patin oder einen Mentor zur Seite stellt. Damit sind hohe Anforderungen an die Ehrenamtlichen gestellt; gleichzeitig lässt diese nahe Beziehung aber auch eine hohe Wirksamkeit dieser 'Einrichtung' erwarten.*

Wichtig sind natürlich auch das positive Feedback und die Ermutigung des Kindes, und dass man sich in erster Linie an den Potentialen und Ressourcen orientiert, um dem Mentee viele Erfolgserlebnisse zu ermöglichen.“

Telemachos: Sie haben viel daran mitgearbeitet, zu überlegen, wie die Auswirkungen von Kinderarmut zu vermeiden bzw. zu lindern sind. Im Kontext dessen betrachtet: Wie würden Sie den Ansatz von Mentoring und Patenschaften als Form der ehrenamtlichen persönlichen Unterstützung einschätzen?

Margherita Zander: „Es ist, glaube ich, schon deutlich geworden, dass ich Mentoring für ein sehr geeignetes und wirksames Instrument der persönlichen Unterstützung von benachteiligten Kindern und Jugendlichen halte. Gerade die Eins-zu-Eins-Betreuungssituation versetzt Patinnen und Mentoren in die Lage, eine vertrauensvolle Form der Beziehung aufzubauen. Das ist ein unschätzbare Vorteil, denn so können Paten und Mentorinnen dem jeweiligen

Kind oder Jugendlichen genau in den Bereichen Förderung anbieten, wo der Schuh drückt und wovon man sich am meisten Erfolg verspricht. In der Tat kommen auch Studien zur Wirksamkeit von Patenschaften und Mentoring zu erfreulichen Ergebnissen: Sie belegen nicht nur, die Wichtigkeit einer solchen Beziehung, sondern auch, dass es im Rahmen des Mentorings tatsächlich gelingt, Erfolge in allen hier aufgeführten Resilienzbereichen zu erzielen. Dabei ist es zwar nicht überraschend, aber dennoch erfreulich, dass Mädchen und Jungen mit besonders schwierigen familiären Verhältnissen am meisten davon profitieren.

Schade ist natürlich, dass gerade in Corona-Zeiten die Tätigkeiten von Mentorinnen und Mentoren – wegen der Kontaktbeschränkungen und auch wegen des fehlenden Zugangs zu bestimmten Freizeitangeboten – sehr beschränkt waren und gegebenenfalls wieder sind. Zweifelsohne wären die Kinder gerade in solchen Zeiten besonders auf außerhäusliche Angebote und Unterstützung angewiesen. Glücklicherweise haben sich die Ehrenamtlichen in dieser schwierigen Situation sehr kreativ und erfinderisch gezeigt, haben Mittel und Wege gefunden, die Verbindung zu ihren Mentees nicht abbrechen zu lassen, so etwa über postalische oder Telefon- und Internetkontakte. Teilweise haben sie auch als Vermittler zur Schule fungiert, Unterstützung beim Homeschooling angeboten und in manchen Fällen auch Hilfestellung bei der Anschaffung der nötigen Ausrüstung (mit Laptops und dergleichen) übernommen. Mentorinnen und Paten können natürlich auch mit kleinen Geschenken den Kindern eine Freude machen, ihnen kleinere Wünsche erfüllen, sowohl mit für die Schule dienlichen Gegenständen, zum Beispiel Buntstifte etc., aber auch mit kleineren Spielsachen. In Frage kämen natürlich auch Kleidungsstücke; es sollten jedoch keine Geschenke sein, die Folgekosten erzeugen und die von den Eltern nicht gerne gesehen werden.“

Telemachos: Wo sehen Sie aus der Perspektive einer 'Armutsforscherin' Grenzen oder Risiken des Instruments Mentoring? Was sollten Patinnen und Mentoren, die Kinder in Armutslagen begleiten, keinesfalls tun?

Margherita Zander: „Ich sehe eigentlich nur zwei Risiken des Instruments Mentoring: Zum einen gilt es darauf zu achten, dass man an die Kinder nicht

überzogene Anforderungen stellt und sie damit überfordert. Das kann leicht passieren, wenn jemand mit gutgemeintem Ehrgeiz an die Aufgabe herangeht. Wünsche und Initiativen sollten in erster Linie von den Mentees ausgehen. Wer sich im Mentoring engagiert, sollte immer auch damit rechnen, dass der Erfolg nicht in jedem Fall eintreten muss oder nicht sofort sichtbar wird.

Zum anderen liegt für mich ein Risiko für die Kinder in der zeitlichen Begrenztheit des Mentoring. Ich verstehe, dass man aus der Sicht der Mentoren und Patinnen eine überschaubare zeitliche Perspektive vereinbaren muss. In der Regel ist ein Jahr als Zeitraum der Verabredung vorgesehen. Für Kinder, die besonders 'beziehungsgeschädigt' sind, kann dies aber ein Problem darstellen: wenn sie beispielsweise ein weiteres Mal die Erfahrung machen, dass auch der Pate oder die Mentorin sie nach einer gewissen Zeit wieder verlässt. In jedem Fall gilt es, die Kinder frühzeitig darauf vorzubereiten – was sicherlich auch passiert.

Im Übrigen lassen sich Grenzen und Risiken des Mentorings parallel zu den Grenzen und Risiken der Resilienzförderung diskutieren. Eine Erkenntnis der Resilienzforschung ist: Die Förderung kann umso wirkungsvoller sein, je größer die Risiken sind, die die betreffenden Kinder zu bewältigen haben. Aber es gibt keine Garantie dafür, dass die Förderung in jedem Fall greift. Dies gilt für das Mentoring in gleicher Weise wie für die Resilienzförderung generell.

Resilienzförderung gelingt nicht bei jedem Kind oder Jugendlichen gleichermaßen, und bisweilen werden die Risiken so stark sein, dass sie die Übermacht über die Kraft des Resilienzpotenzials des Mentees gewinnen. Resilienzförderung beseitigt auch keine einzige der Ursachen von Armut, erlaubt aber ein zielgenaues Arbeiten, da ihr in jedem Fall eine Einzelfallanalyse zugrunde liegen muss.

Abschließend will ich noch für ein gendersensibles Vorgehen plädieren. Ich meine, das Augenmerk sollte sich darauf richten, dass Mädchen und Jungen in unterschiedlichen Altersstufen besonders vulnerabel sind und man daher nicht nur altersspezifisch arbeiten muss, sondern sein Vorgehen innerhalb einer Altersgruppe nach Geschlechtern differenziert ausrichten sollte.

Studien haben immer wieder ergeben, dass ein gewisses Maß an androgynem Verhalten resilienzförderlich sein kann. Das heißt, es erweist sich als hilfreich,

wenn das Verhalten der Kinder sowohl männliche als auch weibliche Merkmale aufweist. Die Schlussfolgerung wird nun nicht darin bestehen, Mädchen zu Jungen zu machen oder vice versa, sondern dafür zu sorgen, dass beide Geschlechter über ein möglichst breites Verhaltensspektrum verfügen, indem sie einengende Vorgaben geschlechtsstereotypischer Erziehung abstreifen und wechselseitig von den Stärken des anderen Geschlechts lernen, also die besten Reaktionsmuster beider Geschlechter kennen und bei sich zulassen.

Bisweilen wird 'typisch' männliches oder weibliches Verhalten für die Ausprägung der eigenen Resilienz als Junge oder Mädchen sinnvoll sein, sofern es nicht überschießt. Manchmal kann man aber von 'typischen' Verhaltensweisen des anderen Geschlechts auch etwas übernehmen, was einem selbst weiterhilft. Entscheidend ist es, Verbote hinter sich zu lassen, die oft noch mit einer traditionellen Sozialisation einhergehen. Nur so stehen dem Resilienzpotenzial alle Wege zu seiner Entfaltung offen. Insofern äußert sich in einem solchen androgynen Verhalten resilienter Kinder und Jugendlicher eine latente Rebellion gegen einengende gesellschaftliche Vorprägungen. Auch hier erweist sich Resilienz als ein Treiber zur Selbstbefreiung.“

Telemachos: Mentoring wird zuweilen vorgeworfen, es individualisiere soziale Missstände. Statt die sozialen Probleme zu beseitigen, die die schwierigen Lagen von Kindern verursachen, versuche man, nur den/die Einzelne widerstandsfähiger zu machen. Deshalb wird teilweise die Frage aufgeworfen, inwieweit Patinnen und Mentoren Armut als gesellschaftlichen Missstand thematisieren sollten, auch gemeinsam mit dem eigenen Patenkind. Halten Sie das für sinnvoll?

Margherita Zander: „Auch hier kann ich auf eine Parallele zwischen sekundärer Armutsprävention, Resilienzförderung und Mentoring verweisen: Alle drei Ansätze trifft dieser Vorwurf gleichermaßen, und er ist in gewisser Hinsicht auch nicht von der Hand zu weisen. Und dennoch halte ich ihn für ein Totschlagsargument, das alle Maßnahmen und Einrichtungen treffen würde, die das Prädikat 'Armutsprävention' tragen. Natürlich würde ich es sehr begrüßen, wenn Patinnen und Mentoren aus ihrer praktischen Erfahrung im Umgang mit Armut die Konsequenz ziehen würden, politisch aktiv zu werden

und sich für die Bekämpfung von sozialer Ungleichheit und insbesondere von Kinderarmut einzusetzen. Ob dies zusammen mit den Mentees geschehen kann, da bin ich mir unsicher. Zumindest wäre dies eine Frage des jeweiligen Alters der Kinder. Je älter die Kinder, umso eher schiene eine gemeinsame Auseinandersetzung über das gesellschaftliche Problem 'Armut' denkbar.“

Zum Nachlesen u.a.:

Margherita Zander: Laut gegen Armut – leise für Resilienz. Umfassende Analyse von Kinderarmut. Was gegen Kinderarmut hilft. Weinheim 2015.

Dieselbe (Hg.): Handbuch Resilienzförderung. Wiesbaden 2011.

Dieselbe: Armes Kind – starkes Kind? Die Chance der Resilienz. Wiesbaden 2008.



2. So wirkt's:

Eine halbe Million mehr!? Langzeitstudie mit Einsichten über die Veränderung der ökonomischen Lage von Mentees

Ist Mentoring für Kinder ein Weg aus der Armut, langfristig gesehen? Wenn die Methode vieles im Leben zum Besseren wenden kann, dann müsste sich das für Mentees eigentlich auch auszahlen. Schließlich verdient später meistens mehr, wer höhere Bildung erlangt, mit mehr Selbstbewusstsein und weniger Schwierigkeiten sein schulisches und berufliches Leben bestreitet etc.

In Deutschland gibt es erste Hinweise, dass diese Annahme für viele Mentees nicht abwegig ist. Die Langzeit-Studien des Ökonomen Falk und Kolleg/innen zeigten ja unter anderem (siehe Telemachos [Nr. 23](#)): Mit einjährigem Freizeit-Mentoring im Grundschulalter stieg die Wahrscheinlichkeit, dass die Betroffenen auf das Gymnasium gehen (und sich dort auch behaupten). Dass

sie später, wenn sich die Bildungskarriere so fortsetzt, mit 'höherer' Bildung durchschnittlich mehr verdienen – keine waghalsige Prognose.

In Heller und Pfennig ausgerechnet haben es Forscher/innen des Ifo-Instituts, und zwar am Beispiel des Programms 'Rock Your Life'. Wie in Telemachos [Nr. 25](#) kürzlich dargelegt, fanden sie dort bei jugendlichen Mentees zum Beispiel bessere Mathenoten, mehr Geduld und höhere Ausbildungsorientierung. Für ein/e durchschnittliche/n Mentee kann das Vorteile nach sich ziehen, die die Forscher/innen auf insgesamt 23.500 Euro beziffern, vergleichen mit Gleichaltrigen ohne Mentoring.

War das jetzt noch eine Kalkulation, also kein empirischer Befund, gibt es in den USA eine konkretere Statistik. In einer Langzeitbefragung, der „National Longitudinal Study of Adolescent to Adult Health (Add Health)“, wurden zwischen 1994 und 2008 in drei Wellen viele Aspekte des Lebens von 1.800 jungen Menschen erfasst. In der zweiten Welle etwa, ob die Probanden als Kinder eine/n „natürliche/n Mentor/in“ hatten, also eine erwachsene außereltherliche Bezugsperson, die sich kümmerte – und in der dritten das Einkommen.

Und siehe da: Die Existenz eines/r natürlichen Mentor/in war mit vielen Verbesserungen verbunden, allerdings galt das nicht generell in Sachen Verdienst. Dieses Ergebnis änderte sich jedoch, sobald man sich einzelne Gruppen genauer anschaute. Konkret fand man eine Differenz in Sachen Geschlecht (auf die im Interview oben auch eingegangen wird).

- *„Jugendliche ohne Vater, die einen männlichen Mentor hatten, (verdienten) im Durchschnitt deutlich mehr als Jugendliche ohne männlichen Mentor. Diese Auswirkungen waren bei einer Untergruppe afroamerikanischer Jugendlicher stärker ausgeprägt. Der Wert der gesamten geldwerten Vorteile, auf Lebenszeit gerechnet, die ein männlicher natürlicher Mentor mit sich bringt, belief sich für alle vaterlosen Jugendlichen auf etwa 190.000 Dollar und für afroamerikanische vaterlose Jugendliche auf 458.000 Dollar.“*

Die Autor/innen der entsprechenden Auswertung ziehen die Bilanz so: „Diese Ergebnisse deuten darauf hin, dass natürliche Mentoren eine entscheidende

Rolle für die wirtschaftlichen Ergebnisse von Jugendlichen spielen, die je nach soziodemografischen Faktoren variieren können.“

Wie so oft in der Mentoring-Forschung (und nicht nur da, wie wir allerspätestens seit Corona wissen), ist dies ein „Es kommt darauf an-Ergebnis“.

Um einem Missverständnis vorzubeugen: Damit soll auf keinem Fall gesagt sein, der finanzielle Vorteil sei der entscheidende Punkt, um Mentoring zu beurteilen – bewahre, nein! Es gibt viele andere Güte-Kriterien, allein was die berufliche Entwicklung anbelangt. Dennoch: Wenn man Mentoring als Instrument sieht, Ungleichheiten abzuschwächen, dann ist dies zumindest ein beachtenswerter Aspekt.

Zum Nachlesen:

Zach C. Timpe, Erika Lunkenheimer: The Long-Term Economic Benefits of Natural Mentoring Relationships for Youth. In: American Journal of Community Psychology 9/2015, S. 12-24, [online hier](#).



3. So geht's:

Selbst schuld? Einstellungen zu und Deutungen von Armut reflektieren – noch eine zentrale Aufgabe für Mentoring und Patenschaften

Was meinen Sie, haben Sie Vorurteile gegenüber Menschen, die in Armut leben? Achten Freiwillige diese genauso wie die meisten Vertrauten aus dem eigenen Umfeld?

Wer hier schnell abwehrt und alle von allem freispricht, macht sich, Pardon, womöglich verdächtig. Denn wie beim Rassismus, den wir in der letzten Ausgabe [Nr. 25](#) behandelten, gibt es auch bezüglich des sozialen Status mehr oder weniger unbewusste Vorurteile. Wenig überraschend, haben diese Vorurteile mächtige Folgen, gerade für junge Menschen in Armutslagen oder aus der 'Unterschicht'. Diese Form der Diskriminierung wird schon lange, etwa in der Bildungsforschung, dokumentiert, seit Kurzem unter dem Begriff 'Klassismus' intensiver diskutiert und hoffentlich im Mentoring auch reflektiert. Bevor wir einige Konsequenzen dafür nennen, hier ein paar Schlaglichter, ergänzend zu den Darstellungen im Interview:

- *Ein Befund* lautet ziemlich zugespitzt: „Die Mittelschicht verachtet die Lebensweise der Armen.“ (siehe [hier](#))
- *Eine typische Haltung*, nicht zuletzt zur Selbstentlastung, ist: Die betroffenen Menschen sind an ihrer Situation selbst schuld. (Eine Deutung, die man auch in rassistischen Diskursen kennt.)
- *Ein klassisches Vorurteil*: Arme Menschen lassen sich gehen, etwa indem sie ungesund leben.
- *Eine konkrete Bebilderung* dessen: In den Sendungen auf RTL II, die Reportagen über arme Menschen zeigen, sieht man oft Aschenbecher in Großaufnahme.
- *Eine betrübliche Konsequenz*, die aus alledem folgt: Oft erhalten armen Menschen weniger gute ärztliche Behandlung.

Tatsächlich konsumiert diese Gruppe durchschnittlich mehr Genussmittel. Aber das muss man auch als Folge ihrer Lage verstehen: Stress mit harter, unbefriedigender Arbeit, fehlende Einbindung, Zukunftssorgen, Ausgrenzungserfahrungen etc.

Studien zeigen außerdem: „Armut beeinträchtigt Handlungskompetenzen, wodurch wiederum Armut verstärkt werden kann.“ „Ressourcenknappheit beeinflusst Entscheidungsqualität, geduldiges Verhalten oder Risikoverhalten“ (Studie BMAS 2019). Wer in Dauersorge um das Auskommen lebt, so lässt sich das platt übersetzen, denkt eher von Tag zu Tag und weniger daran, wie er morgen dieses oder jenes bezahlen kann.

All das kann sich auch in Mentoring-Beziehungen niederschlagen. Verpasste Termine, Funkstille, immer wieder neue Telefonnummern, wenig Rückmeldung, fehlender Dank: Auch so kann Armut ihre vielen Gesichter zeigen. Viel hängt davon ab, wie Mentorinnen und Paten diese Phänomene und die Lebenslage ihrer Mentees beurteilen – und nicht zuletzt die Eltern selbst. Deren Herabsetzung kann sich negativ auf die Eltern-Kind-Beziehung auswirken und damit auf die Entwicklung des Kindes selbst, wie auch schon in früheren Telemachos-Ausgaben beschrieben.

Genauso entscheidend ist, ob Koordinierende das Verhalten von Eltern und Kindern in Armutslagen angemessen verstehen und einordnen können. Wie bei der interkulturellen Kommunikation und Anti-Rassismus gilt es, die Sensibilität auszuweiten und im Team und/oder bei Freiwilligen anzustoßen und zu entwickeln.

Ein Beispiel aus der in dieser Hinsicht noch wenig ausgeprägten Forschung: In einer US-Studie, die fragte, warum Mentoring-Beziehungen oft plötzlich enden, erkannten die Wissenschaftler/innen das Phänomen, dass einige Mentoringkoordinierende wenig Verständnis für die familiären Lebensverhältnisse hatten, nicht zuletzt für den „Kontext der Armut“. (In den USA stammen 43% der Mentees aus Haushalten mit einem Jahreseinkommen von unter 20.000 Dollar, während die große Mehrheit der Mentor/innen zu den Gut- und Besserverdienenden gehört).

Diese mangelnde Sensibilität äußerte sich darin, dass die Koordinierenden das etwa unzuverlässige Verhalten der Eltern/Erziehungsberechtigten „als mangelnde Investition in die Mentoring-Beziehung interpretierten, anstatt als Versuch, mit ihren finanziellen und situativen Umständen zurechtzukommen“. Das wiederum hätte diese Mentoringverantwortlichen dabei behindert, jene Mentor/innen „angemessen zu unterstützen, die selbst mit der Überbrückung dieser Kluft zu kämpfen hatten“.

Wer selbst keinen Mangel kennt, für den/die ist es irritierend bis zumutungsvoll zu erleben, wie Menschen mit wenig Geld und in unwirtlicher Umgebung leben. Oft fand sich bei Mentor/innen zudem jedoch eine fehlende Wertschätzung, wie Eltern und Kinder mit Armut umgehen. Um hier den Respekt zu erhöhen, bleibt

oft nur der Weg (wie beim Rassismus), die eigenen Privilegien zu reflektieren. So sagt Renee Spencer, eine der Autor/innen besagter Studien:

„Mentoren können sich über das ärgern, was ihnen als Mangel an Organisation oder Disziplin seitens der Familie erscheint. Was viele Mentoren vielleicht nicht erkennen, ist, dass das hohe Maß an Kontrolle über ihre eigenen Lebensumstände, das sie oft erleben, zum Teil von den Privilegien herrührt, die sie als Person mit mittlerem Einkommen genießen.“

Wer die alltäglichen Herausforderungen von Armut nicht versteht, sagt Spencer, werde vieles Verhalten missverstehen: Es wird sich Fehlkommunikation häufen, und die Mentoring-Beziehung werden mit der Zeit erodieren.

Deshalb sei es entscheidend, auf diese Phänomene vorzubereiten. Auch weil die wenigsten Mentor/innen sie aus dem eigenen Leben kennen. Laut einer US-amerikanischen Studie hatten nur 12 Prozent von ihnen Armutserfahrung. Nur ein Drittel kannte junge Menschen, die in Armut aufwuchsen. Vielleicht dadurch bedingt, erkannten nur knapp 30 Prozent, dass Armut ein Problem für ihre/n Mentee war, obwohl ein viel höherer Anteil tatsächlich eines damit hatte. Kein Wunder, wenn 38 Prozent dieser Mentor/innen angaben, sie wünschten sich eine Schulung, „um sich mit dem sozioökonomischen Status und der Kultur des jungen Menschen besser vertraut zu machen“.

Dieses Motiv hat auch eine politische Dimension. Wie im Interview oben angesprochen, lautet eine Hoffnung, wie sie allen voran die prominenteste Mentoring-Forscherin aus den USA hegt: Wenn Mentor/innen sehen, was Armut ist, was sie anrichtet, wie viele Faktoren dazu beitragen, alles vermittelt durch ihre Einblicke über ihre Patenkinder und Mentees, dann werden sie ihrerseits vielleicht als Wähler/innen die Stimme erheben und fordern: Tut bitte mehr gegen die Armut von Kindern und ihren strukturellen Ursachen!

Zumindest, so geht die Hypothese weiter (mehr ist es noch nicht), würden die Mentor/innen nicht mehr glauben: Die Betroffenen seien doch selbst schuld! Dieser Abwehrreaktion würden Freiwilligen weniger verfallen, wenn sie durch ihre Erfahrungen erkennen können, was auch Menschen in Armut alles können

und leisten: Die Fürsorge, das Durchhaltevermögen, der Mut, allem zum Trotz. Jean Rhodes formuliert es für ihr Land u.a. so:

„Obwohl viele Amerikaner/innen bereits wissen, dass fast jedes vierte Kind in unserer wohlhabenden Demokratie in Armut lebt, wird diese Ungleichheit in unserem Alltag irgendwie ausgeblendet und weitgehend ignoriert. Eine tiefe Verbundenheit mit einem Kind in Armut durch eine Mentoringbeziehung kann jedoch die schädlichen Auswirkungen beleuchten und möglicherweise nachhaltigeres, authentisches Handeln mobilisieren. (...) Auf diese Weise sind Mentoringprogramme in der Lage, neue Wählergruppen für Bildungsprogramme und -politiken zu entwickeln.“

Zum Nachlesen:

Michael Garringer et al: „How can we prepare mentors to work with children in poverty? Leaders weigh in!“ In: *Chronicle of Evidence-Based Youth-Mentoring*, Beitrag vom 21.3.2013. [hier online](#).

Houssam Hamad, *Klassismus. Die verachtete Unterschicht*. In: *Deutschlandfunk Kultur*, 11.5.2021, [hier online](#).

Thomas Dohmen, Jonas Radbruch: *Expertise Armut und Handlungskompetenz*. Erstellt im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales. Berlin 2019, [hier online](#).



4. Was kommt:

Mentoring, auf eigene Faust gemacht!? Wenn Eltern für ihre Kinder selbst Mentor/innen suchen sollen

Was tun gegen den „Mentoring Gap“? So fragt man sich seit Langem in den USA und spricht damit eine Lücke an, wie sie vielleicht nicht nur dort zu finden ist: Eigentlich könnten viele benachteiligte junge Menschen von einer

persönlichen Begleitung profitieren – doch gibt es nicht genügend Freiwillige, die dafür bereitstehen.

Eine Gegenmaßnahme ist das Youth Initiated Mentoring, abgekürzt YIM. Inzwischen auch schon in Europa ausprobiert und in einer früheren Telemachos-Ausgabe vorgestellt (etwa Nr. xx hier), verbirgt sich dahinter ein besonderer Empowerment-Ansatz. Adressiert an ältere Kinder, sagt er: Wenn eine Organisation dir keine/n Freiwillige/n vermitteln kann, so kann sie dir zumindest zeigen, wie du selbst eine/n Mentor/in suchen und finden kannst. Kommt der Mentor/in nicht zu dir, gehst du eben zu ihm/ihr. In Workshops vermitteln einschlägige Projekte, wie junge Menschen in ihren natürlichen Umgebungen mögliche Zielpersonen identifizieren, ansprechen, einbinden etc. - unterstützt, aber auf eigene Faust.

Solche aufsuchende Patenschaftsarbeit will nicht nur aus der Not eine Tugend machen, sondern auch von der Sache her sinnvoll erscheinen: Im formalen Mentoring finden sich häufig hohe Abbruchquoten, oft weil Mentees das Match als nicht passend finden. Wer sich seine Begleitung selbst akquiriert, könnte mehr Motivation einbringen, denjenigen oder diejenige zu halten. Und sowieso ist das nur ein bisschen formales Anchieben von dem, was informelle Praxis ist: In den USA sind drei bis sieben Prozent der Mentoringbeziehungen organisiert gemacht, der riesengroße Rest sei informell, allerdings häufiger bei jungen Menschen aus bessergestellten Kreisen zu finden.

Ohne Ihnen die inzwischen nachgewiesenen Erfolge oder auch die schwierigen Seiten von YIM ausmalen zu können, bitten wir Sie, zu einem gedanklichen Sprung anzusetzen – hin zu einer naheliegenden Erweiterung dieses Ansatzes, der mehr noch die Bedarfe jüngerer Kinder und ihrer Eltern in den Blick nimmt.

Dürfen wir vorstellen: das sogenannte Caregiver-Initiated Mentoring, kurz CIM.

Hier sind es die Eltern oder andere Erziehungsbeauftragte, die für ihr Kind eine/n Mentor/in suchen sollen. Weil formelle Mentoring-Programme keine Kapazitäten oder passende Freiwillige haben, sollen Eltern es selbst informell angehen, wiederum dabei angeleitet und gefördert, diese Rolle des Beziehungsmanagements auszuüben.

Gerade für viele Familien in Armutszusammenhängen sei das wichtig, argumentieren drei prominente US-Mentoring-Forscher/innen. In einem Aufsatz legen sie dar, wie sie diesen Ansatz in einem Workshop vorgestellt und mit einer Gruppe von Eltern und Familienhilfe-Expert/innen diskutiert haben. Insbesondere chronische Armut sei oft verbunden mit sozialer Isolation, und diese geringe Verbundenheit mache gerade die Kinder „anfällig für eine Reihe von sozialen, emotionalen und schulischen Schwierigkeiten“ und bilde einen Faktor, der letztlich bis hin „zu Morbiditäts- und Mortalitätsraten führen kann, die denen von Rauchen und Adipositas entsprechen“. Wie auch im Interview oben ausgeführt, könnten hier Zugänge der Kinder zu nicht-elterlichen Unterstützer/innen viele Chancen schaffen. Eine Sicht, die nicht nur empirisch belegt ist, sondern die auch von Eltern in dem Workshop vertreten wurde.

Nur müsste man halt Eltern überzeugen, welche Vorteile diese Bezugspersonen haben könnten. Dabei sei es gleichzeitig geboten, die offensichtlichen Risiken und Ambivalenzen solch informeller Arrangements einzuräumen und anzuerkennen. Keine kleinen praktischen Herausforderungen, die es aber im 'richtigen' Mentoring ebenso gebe, so der Tenor: Auch hier variierten die Hoffnungen, Ängste, Erwartungen, Bedürfnisse und das Engagement der Eltern stark. Und auch hier sei es erforderlich, den Umgang mit Gefahren und Zwiespälten zu bewältigen, die mit der neuen Bezugsperson verbunden sein können. Immer sei mit einer „Mischung aus Hoffnung und Zögern“ zu rechnen.

Insgesamt betonen die Autor/innen, das Ganze müsse im nächsten Schritt erst mal richtig ausprobiert und evaluiert werden. Man müsse schauen, wie machbar und wirksam dieser Ansatz sei. In der Umsetzung hänge natürlich zunächst alles davon ab, mit welcher konkreten Gruppe man arbeitet. Warum, wann und wie Eltern Hilfe suchen, sei zudem ein weites Feld. Vieles dürfte davon abhängen, wer den betreffenden Eltern den Vorschlag unterbreitet und welche Multiplikator/innen und Vertrauenspersonen als Vermittler/innen in Frage kommen. Wichtig dabei: die Mentor/innen in spe als eine potentielle Ressource für Kinder darzustellen und vermeiden, dies als Zeichen für die Inkompetenz der Eltern zu sehen.

Im besagten Workshop kamen weitere spannende Einsichten zustande, wie man das „selbst gemachte Mentoring“ angehen kann und soll: So war man sich sehr einig, dass der Begriff „Mentor“ zu umgehen sei – zu groß die Verantwortung, die damit aufgerufen werde. Spezifisch anzufragen sei besser, als etwas Vages und Überforderndes zu formulieren. Ein Elternteil schlug vor zu sagen:

„Du bist ein positives Vorbild. Könntest Du mein Kind am Donnerstag zum Eis essen ausführen?“

Andere befragte Teilnehmende schlugen vor, zunächst Gruppentreffen mit anderen Eltern zu machen und eine Vernetzung einzuleiten, um die Suche nach informellen Mentoringbeziehungen kooperativ anzugehen. So oder so könne man eine Liste mit einem Überblick über erwachsene „signifikante Andere“ machen, die in den Erzählungen des eigenen Kindes auftauchen. (Das ist vielleicht nie eine schlechte Idee, egal mit welchem Hintergedanken!)

Und dann lautet noch eine von vielen großen Fragen in dem hybriden Mix aus formell und informell, in dem man sich dann bewegt: Wie vereinbart man da Verbindlichkeit, wie lässt sich aushandeln, welche Formen der Verantwortung gefragt und angenommen werden?

Man darf gespannt sein, was das Pilotprojekt „Making Connections“ (so soll es heißen) bringen wird, und fragen uns natürlich auch, ob und wie das nicht längst auch bei uns in der Familienhilfe praktiziert und Förderbeziehungen dort informell mitarrangiert werden. Oder auch, inwieweit dieser Ansatz in die Angebote von bestehenden Patenschafts- oder Mentoringprogrammen integriert werden könnte.

Zum Nachlesen:

Lindsey M. Weiler, Meredith Scafe, Renée Spencer, Timothy A. Cavell, “Caregiver-Initiated Mentoring: Developing a Working Model to Mitigate Social Isolation.” In: Clinical Social Work Journal, 1/2020, S. 6-17.



5. Aufgelesen: Leopoldina-Wissenschaftler/innen: „Mentoring-Programme ausbauen“

Was längst klar war, ist jetzt auch wissenschaftlich bestätigt: Während viele junge Menschen unbeschadet durch die Pandemie gekommen sind, haben andere unter den Corona-Einschränkungen gelitten – oft mit weitreichenden und langanhaltenden Folgen.

Die Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften, „die älteste naturwissenschaftlich-medizinische Gelehrten-gesellschaft im deutschsprachigen Raum“ (Wikipedia), die u.a. Politik berät, hat in ihrer [8. Ad hoc-Stellungnahme zur Pandemie](#) im vergangenen Juni zusammengetragen, was Corona mit der jungen Generation gemacht hat. Der Titel: „Kinder und Jugendliche in der Coronavirus-Pandemie: psychosoziale und edukative Herausforderungen und Chancen“.

Wer Belege sucht, um Anträge zu formulieren oder um Freiwillige zu akquirieren, wird hier fündig. Zunächst bekommt man hier den Mythos „Das Virus trifft alle gleichermaßen“ aufgelöst und die bittere Wahrheit eingesehen, dass die ohnehin Benachteiligten es schwerer getroffen hat. So heißt es in der Zusammenfassung:

„Bereits vor der Pandemie wurde immer wieder auf die Belastungen für Kinder und Jugendliche hingewiesen, die durch knappe Ressourcen bedingt sein können, zum Beispiel Einkommen und Bildung der Eltern. Eine Kumulation von Belastungen erhöht die Wahrscheinlichkeit negativer Auswirkungen der Pandemie.“

Daraus leiten die etwa 30 Wissenschaftler/innen, die hier Erkenntnisse zusammengetragen haben, u.a. folgende Forderung ab:

„Es ist eine zentrale gesellschaftliche und politische Aufgabe, Bildungs- und Unterstützungsstrukturen so zu gestalten, dass sie die pandemiebedingten Defizite kompensieren und die bereits vorher bestehenden Ungleichheiten in Bildungs- und Entwicklungschancen von Kindern und Jugendlichen nachhaltig adressieren. Es sollte also nicht nur darum gehen, pandemie-bedingte Defizite auszugleichen, sondern die Situation von Kindern und Jugendlichen in Deutschland soll nach der Pandemie besser als vorher sein.“

Unter den konkreten Maßnahmen, die empfohlen werden, gehört auch der

„Ausbau der (...) Mentoring-Programme zur Unterstützung der psychosozialen Entwicklung und Förderung der Bildungsmobilität“.

Dass diese Forderung in dieses Papier eingegangen ist, ist kein Zufall. Denn es waren namhafte Wissenschaftler/innen beteiligt, die in Deutschland bereits Mentoring erforscht haben. Armin Falk und Pia Pinger haben die Balu und Du-Studien durchgeführt (siehe etwa Telemachos [Nr. 2](#) und [Nr. 24](#)) und Ludger Wößmann die hier vorgestellte Studie zu Rock Your Life (siehe Telemachos [Nr. 25](#) hier).



Last but not least

... können wir erleichtert vermelden: Vom Fachbrief „Telemachos“ wird es in diesem Jahr noch zwei weitere Ausgaben geben – erneut dank der Förderung durch die Aktion Zusammen wachsen, für die wir sehr danken.

Auf die letzte Nummer im Dezember sind wir besonders gespannt – denn nach fünf Jahren wollen wir das Konzept des „Telemachos“ überarbeiten und dabei neben wissenschaftlichen Erkenntnissen auch Erfahrungswissen einbauen.

Sie haben Anregungen dazu? Oh ja, gerne, immer her damit und vielen Dank schon jetzt! telemachos@kipa-berlin.de oder 0179 9818089.

Impressum

Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften e.V.,
Fehmarn Str. 12, 13353 Berlin
Tel.: 030 22 06 35 26, Mobil: 0172 599 43 48,
Mail: info@kipa-berlin.de
www.kipa-berlin.de

Vorstand: Jasmin Azar, Sarah Bloesy, Rebekka Meyer, Bernd Schüler
Vereinsregisternummer: VR 31514
Steuernummer: 27/673/53968

Autor: Bernd Schüler
Redaktion: Gloria Amoruso, Florian Amoruso-Stenzel, Bernd Schüler
Mail an die Redaktion: telemachos@kipa-berlin.de
Foto: privat

Foto: Mentoring.org. Design: Eva Lisette Zahneissen, mail@edelconfetti.de

Der Fachbrief 'Telemachos' wird über die 'Aktion Zusammen wachsen' des Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben in Köln finanziert.



Gefördert vom:



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

[nach oben](#)

